

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Zum Problem der Leidenschaft bei Stifter**

**Vanselow, Alma**

**Schwalmstadt-Ziegenhain, 1987**

VI. Ein Kapitel zum Abschluß

## VI. Ein Kapitel zum Abschluß

In einem Brief, den – am 17. Januar 1860 – der alte Grillparzer an den alternden Stifter richtete, findet sich folgende Bemerkung: „...Also haben Sie außer unserm gemeinsamen Unglück noch ein besonderes zu tragen... Und doch sind Sie gewissermaßen besser daran als ich. Sie haben sich doch wenigstens die Erregbarkeit der Empfindung bewahrt, indeß ich mich abhärte und manchmal vor mir selbst erschrecke, so stumpf bin ich geworden. Die Poesie hat mich verlassen, wie schon früher die Musik<sup>164</sup>)... So befinden wir uns denn mit unsrer Meinung über Stifter »in guter Gesellschaft«, wie man zu sagen pflegt. Die vorstehende Briefstelle beweist, daß der größte österreichische Dichter weit davon entfernt war, Adalbert Stifter für einen Mann zu halten, dem »die dem Künstler nötige Leidenschaft« fehlte: Die »Erregbarkeit der Empfindung«, von der Grillparzer hier spricht, ist ja »die dem Künstler nötige Leidenschaft«! Die Erregbarkeit der Empfindung, die Intensität der Gefühlserlebnisse, das ist's, was keinem Künstler fehlen darf; nur in diesem Sinne darf man vom Künstler »Leidenschaft« fordern. Und in diesem Sinne wagen wir zu behaupten, daß Adalbert Stifter die dem Künstler nötige Leidenschaft nicht bloß überhaupt besessen, sondern sogar in außerordentlich hohem Maße besessen hat. Wir wagen, das hier – am Schluß unserer Betrachtung – hervorzuheben, weil uns in ihrem Verlauf Beweise dafür in ziemlich großer Zahl begegnet sind. (Freilich haben sich diese Beweise hier nur gleichsam nebenher ergeben, da ja die vorliegende Arbeit nicht als ein auf eben jene Behauptung abzielender Beweisapparat zu betrachten ist, sondern einfach als ein Versuch, zur Klarheit zu gelangen über die Stiftersche Theorie der Leidenschaft und das Ausmaß ihres Wirkens in seiner Kunst!) Es waren das lediglich Beweise, die aus dem Kunstwerk selber gewonnen wurden, und vielleicht erhöht das ihren Wert, da ja jener Vorwurf der Leidenschaftslosigkeit ursprünglich von der Betrachtung des Kunstwerkes her entstanden ist, aber eine erschöpfende Behandlung des Problems der Leidenschaft bei Stifter müßte natürlich die ganze Fülle der Beweise ans Tageslicht heben, die in den biographischen Nachrichten über Stifter und in seinen Briefen verborgen liegen. Allerdings haben frühere Erörterungen, und besonders die Untersuchung von Wilhelm Kosch (Vgl. hierzu S. 2 dieser Arbeit), diesbezüglich schon manches hervorgehoben. Und wenn wir nun hier – gleichsam im Vorübergehen – noch einige weitere Beweise zusammenstellen, so wird man

sich wohl um so gewisser der Überzeugung zuneigen, daß das, was für das Werk bereits festgestellt wurde, auch durch das Leben Bestätigung erhält.

Man prüfe, ob es sich nicht um eine »Bestätigung« in dem eben bezeichneten Sinne handelt, wenn Stifter selber in seinen Jugendbriefen von seinem »ungeduldigen Temperament« spricht, wie von etwas, das allen seinen Freunden ohnehin bekannt ist (Vgl. 17, 26<sub>23</sub>; 17, 20<sub>3</sub> auch 17, 22<sub>14</sub>), und das ja auch in der Tat seinen Freund Mathias Greipl »fürchten« läßt, Stifter könnte sich »Ausschweifungen« hingeben (17, 26<sub>9</sub>; vgl. auch die Briefstelle (17, 68<sub>20</sub>)), wo Stifter sich gegen eine entfernt ähnliche, zwar harmlosere Befürchtung seines Freundes Handel mit den Worten verteidigen muß: „Du kennst mich doch noch wenig, wenn Du glaubst, ich hätte so wenig Gewalt über mich.“ Wenn Stifter in einem Brief aus dem Jahre 1846, in dem er an Dr. Hermann Meynert »die gewünschten biographischen Andeutungen« sendet, über die Zeit in Kremsmünster unter anderem berichtet, daß sein liebster Lehrer dort, Placidus Hall, ihn »am Zügel hielt«, wenn sein »zu lebhaftes Wesen« ihn »fortreißen wollte« (17, 185<sub>30</sub>), wenn er noch als Schulrat in Linz zwar nicht mehr von seinem »ungeduldigen Temperament«, aber von der »natürlichen Lebhaftigkeit« (18, 56<sub>18</sub>) seines Wesens wie von einer seiner Umgebung wohlbekannten Eigenschaft spricht (wozu ja auch sehr gut paßt, was sein Linzer Freund Johannes Aprent über sein äußeres Wesen sagt: „In seinen Bewegungen war er lebhaft, sein Gang trotz seiner Körperfülle bis zu seiner letzten Krankheit rasch“<sup>165</sup>), wenn Stifter selbst in einem Brief an die Jugendgeliebte einmal seinem Zorne Ausdruck gibt (17, 10<sub>16</sub>), wenn wir von Zornesregungen überhaupt öfter bei ihm hören, auch bei dem reifen Manne (Vgl. die Briefstellen über die Angelegenheit mit Mahlknecht: 17, 159<sub>27</sub>; 17, 162<sub>15</sub>; 17, 163<sub>22</sub>; 17, 166<sub>13</sub>, Vgl. auch die Auseinandersetzung über den »Nutzen der Landschule« (16, 165 ff), besonders S. 166), wenn Gustav Heckenast, Stifters allerbesten Freund – der freilich zu Beginn ihrer Bekanntschaft selber einmal von Stifter einen Brief erhielt, der »im höchsten Zorne« (17, 78<sub>26</sub>) geschrieben war –, eher mit einer gewissen Zurückhaltung als mit Übertreibung, wie man wohl spürt, das Folgende berichtet: „...Wenn aber eine unedle Lebenserscheinung...an ihn herantrat,...da überkam ihn oft ein Gefühl sittlicher Entrüstung und eine Macht edlen Zornes, daß seine Stirn finster ward und Blitze aus seinen Augen sprühten, als suchten sie das Widrige und Häßliche, das sich ihm entgegenstellte, zu vernichten. Nur selten ließ er sich zu so leidenschaftlichen Ausbrüchen hinreißen. In der Regel wußte er sich sehr zu mäßigen und zurückzuhalten, besonders in größerer Gesell-

schaft<sup>166)</sup>, wenn von demselben Stifter, der in der Literaturgeschichte von Vogt und Koch als »ein wackerer, doch etwas philisterhafter Mann« verzeichnet steht, und den Richard M. Meyer eine »Schulmeisternatur«<sup>167)</sup> nannte, wenn von diesem selben Stifter ein so enger Jugendfreund wie der Heimatgenosse und Studienkamerad des Dichters Franz Mugerauer in Bezug auf sein doch so spät übernommenes Schulratsamt sagt: „Mein Bruder (Dr. Anton Mugerauer, auch mit Stifter von Jugend auf bekannt!) und ich wunderten uns schon damals, als wir hörten, daß er diese Stelle annahm, weil wir seinen unbezähmbaren Hang zur persönlichen Freiheit kannten“<sup>168)</sup>. Hier muß freilich ergänzt werden, daß es ja vor allem die Eindrücke der Revolution von 1848 waren, die Stifter zu der Übernahme des Schulratamtes bestimmten, die Eindrücke der Revolution von 1848, die ihn so erregten, daß er im Oktober des Jahres »ganz gebrochen« (17, 310<sub>24</sub>) ist von den »herzerdrückenden Gefühlen« (17, 318<sub>12</sub>) dieser Zeit, daß er »Krankheit« als »ein Labsak« empfindet »in Vergleich zu diesen Seelenleiden« (17, 322<sub>17</sub>), daß er noch im Rückblick auf jene Ereignisse schreibt, sie hätten ihm fast buchstäblich das Herz gebrochen (18, 10<sub>12</sub>) und sogar noch im November 1851 bekennt, »Klarheit, Reinheit, Ungestörtheit und Erhebung des Geistes und Gemüthes« seien für ihn dahin seit dem Jahre 1848 (18, 76<sub>3</sub>). Im Sommer 1848 schrieb er dem Wiener Freunde Joseph Türck, daß er »oft in tiefer Nacht sinnend im Bette liege und grüble, ob so oder so zu helfen wäre« (17, 296<sub>26</sub>), und damals »erzeugte sich« denn auch in ihm »eine ordentlich krankhafte Sehnsucht«, an seinem Teile mitzuhelfen an der Verwirklichung des »einzigen Mittels« (zur Menschwerdung des Menschen): »Bildung« (17, 321<sub>24</sub>ff). – Sollte, allen diesen Selbstzeugnissen und biographischen Nachrichten über Stifter zum Trotz, wirklich noch irgendjemand bei der Meinung verharren dürfen, daß die Vorgänge seines inneren Menschen zu wenig intensiv gewesen seien? – Man beachte noch etwa im folgenden, wie der achtundfünfzigjährige behäbige Linzer Schulrat »reagiert«, als er auf einer seiner Amtsreisen, in Steyr, bei der Rückkehr ins Hotel von dem Stubenmädchen erfährt, es sei ein Brief für ihn angekommen, auf dem »dringend« stehe: „Ich erschrak fürchterlich...Ich kletterte die Stiege empor, nahm immer zwei Stufen zusammen, riß dem Stubenmädchen, das aufsperrte, die Thür aus der Hand, ergriff den Brief, der auf dem Tische lag, zerriß den Umschlag, und als ich die Unterschrift Schaller sah, dachte ich: Nun ist die Frau entsezlich krank geworden oder gar gestorben, und der treue Freund unseres Hauses muß es mir schonend melden, mir wurde unwohl, ich war einer Ohnmacht nahe, keinen Buchstaben konnte ich lesen, weil sie alle vor meinen Augen

zerrannen, ich strengte mich fürchterlich an, Besonnenheit zu erringen, und die Buchstaben endlich paken zu können; aber nur mit Gewalt vermochte ich Fezen der Schrift zu erfassen: Harrachsthal, Fascikel, Äußerung, –..ich erkannte nun, daß es sich um ein verlegtes Papier handelt, ließ den Brief auf dem Tische liegen, und setzte mich auf das Sopha; aber so stark war die Erregung gewesen, daß ich den ganzen Abend nicht mehr so klar den Schallerschen Brief lesen konnte” (20, 126). Und er sagt noch weiter: „...die ganze Nacht war sehr unruhig” (20, 127<sub>12</sub>) und: „Selbst heute brachte ich den ganzen Tag die Geschichte nicht aus dem Körper” (20, 127<sub>23</sub>).

Man wird vielleicht erwarten, daß in diesem Zusammenhang vor allem auf zwei Tatsachen aus Stifters Leben näher eingegangen werde: Die Liebeswirren, in die noch der Dreißigjährige verstrickt ist, und – den Selbstmord des Dreiundsechzigjährigen. In der Motivierung des Selbstmordes wäre freilich etwas vorsichtiger zu verfahren, als es einige neuere Autoren getan haben (Vgl. S. 6 dieser Arbeit)! Wenn ein Mensch sich Tag für Tag, Nacht für Nacht auf seinem Lager windet vor wütenden Schmerzen und gleichzeitig weiß – das Wort des Arztes hat –, daß eine Besserung nicht mehr zu erwarten ist, daß dieser Zustand nun so fort dauert, bis die Erschöpfung aller Kräfte endlich doch den Tod herbeiführt, ob man da den Selbstmord noch als eine Tat der Leidenschaft bezeichnen kann, das mag dahingestellt bleiben!

In der Beurteilung der Liebeswirren Stifters sollte ebenfalls größere Vorsicht walten. Sie liegen doch in mancher Hinsicht noch sehr in Dunkel gehüllt. Auch die neue Stifter-Biographie von Joseph Bindtner (erschienen 1928) hat keineswegs ein helleres Licht über sie verbreitet. (Am klarsten sind sie vielleicht noch in J. J. Ammanns Aufsatz über Stifter und die Familie Greipl zu erfassen, der bereits 1895 in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien erschien.) Eines getrauen wir uns aber doch hier festzustellen, daß Stifter aus jener Zeit ein Schuldgefühl mit sich fortnahm, das ihn durch sein ganzes Leben begleitete und nicht ohne Einfluß blieb auf die Problemstellung seiner Dichtungen. In jenem Satz der »Feldblumen«, den wir ja auch in den späteren Novellen noch nachklingen hörten: „Wer sich vor reingesitteten Wesen einer wilden Leidenschaft überläßt, der begeht sittlichen Selbstmord, und erregt die Furcht, daß er wieder einmal dasselbe Spiel beginne”, steckt etwas von dem persönlichsten Erlebnis des Dichters.

Man kennt den Gang der Begebenheit im allgemeinen: Die El-

tern Fanni Greipls führten die Aufhebung des – durch mehrere Jahre in stetem Wechsel zwischen Zerwürfnis und Versöhnung fortbestehenden – Liebesverhältnisses zwischen Stifter und ihrer Tochter herbei, weil Stifter, um es mit einem Wort aus den »Feldblumen« zu sagen, gar keine Anstalten machte, »jene Erscheinung« an sich »darzustellen«, »die man gesicherte Existenz nennt« (Urf. S. 92), und, in seine künstlerischen Bestrebungen versunken, die Examina – vergaß. Stifter – wir dürfen es seiner eigenen Versicherung (17, 36<sub>17</sub>), zumindest wohl zu einem Teil glauben, daß es aus gekränkter Eitelkeit, Trotz und Eifersucht auf einen anderen Bewerber Fannis geschah – geht bald darauf das Verhältnis zu Amalia Mohaupt ein, seiner späteren Gattin. Über dieses Liebesverhältnis »schweigt« sich Franz Mugerauer auf folgende Weise aus: er schreibt an J. J. Ammann: „Wie er zu dieser Liebe kam, und auf welche Weise sie sich fortentwickelte und fort dauerte bis zur Verehelichung, muß ich sowohl im Interesse beider als auch in meinem mit ewigem Stillschweigen übergehen, nam taedet mihi mentionis“<sup>169</sup>). Hier nun stehen wir wohl jener Phase in Stifters Entwicklung gegenüber, auf die man das Wort August Sauers anwenden könnte: „Es muß in seinem Leben einen Zeitpunkt gegeben haben, da die Leidenschaft ihn zu bestrecken versuchte, wo er eine Schuld auf sich lud, oder auf sich geladen zu haben meinte, und wenn es auch nur eine Gedankenschuld war“<sup>170</sup>). Daß Stifter das neue Band – nach wohl zweijährigem Bestande – plötzlich zerreißt und, über seinen Stolz hinweg, es vermag, sich jetzt noch einmal an Fanni Greipl zu wenden mit der Bitte, daß sie ihm die »Verwirrung« seines »Gefühles«, das Verhältnis zu Amalia, verzeihe und ihn wieder in ihre Liebe aufnehme, das ist doch merkwürdig genug. In dem Brief, den er damals (am 20. August 1835) an Fanni richtet, sieht man deutlich ein ganz starkes Schuldgefühl hervorbrechen: „...Du bist ein Engel, den ich nie verdiente, du hast von deinen Eltern die unerschöpfliche Herzensgüte geerbt, mein heiliger Engel bist du, so rein und gut – – und ich konnte das an dir thun, was ich that! Seit du sagtest, du habest dergleichen nicht von mir erwartet, und ich habe dir erbarmt, seither ist ein Schmerz in mir so heiß und strafend, daß ich nichts als die Sehnsucht habe: könnte ich doch an deinem unschuldigen, keuschen Herzen diese Last recht in bittren Thränen ausweinen, obs nicht doch Linderung gäbe.....Hätte ich dein einfaches schuldloses Gemüth, so hätte ich still geduldet, nicht durch Trotz mein Herz herabgewürdigt.....Diese Begebenheit...die letzte Verirrung meines Gefühls...hat aber das Gute bewirkt, daß ich nun sanft und stille sein will.....wenn du ein Herz, das so hart von seinem wahren Ziele irrte, das aber bereute und umkehrte, nicht ver-

schmähen willst... – ich weiß, was ich dir dann schuldig bin, und nie, solange ich lebe, soll ein unsanftes Wort dein Herz betrüben oder eine Handlung dein Gemüth verletzten“ (17, 36 ff).

Da nun Fanni Greipl Stifters Bitte nicht erhörte, so ist ja klar, daß jenes Schuldgefühl in ihm liegen bleiben mußte und ihn weiter quälte. Wenn es wenigstens noch in späteren Jahren zu einer ruhigen versöhnenden Aussprache gekommen wäre, wenn Fanni Stifter nur noch einmal hätte merken lassen, daß sie ihn wieder achte! Aber sie starb ja so jung, vier Jahre nach jenem Briefe Stifters, und erlebte also auch nicht mehr seinen Dichterruhm. – Fast scheint es, als ob sich jenes Schuldgefühl in Stifter um die Mitte der vierziger Jahre noch vertiefte (während es sich im Alter, als die Ehe mit Amalia glücklicher wurde, wieder milderte!). Wir sagten es schon bei der Betrachtung der Dichtungen, daß Stifter seit dieser Zeit manches, was ihm früher noch als Schicksal erschienen war, mehr und mehr als Schuld betrachtete, und daß für ihn nun überhaupt alles schmerzlicher und ernster wird. Vielleicht machte er sich in Hinsicht seiner Jugendjahre jetzt zuweilen den Vorwurf eines zu großen Leichtsinnes, da, wie die Novellen deutlich verraten, eine geregelte Tätigkeit ihm nun doch mehr Achtung abnötigt, als das früher der Fall war (Vgl. z.B. 3, 245<sub>30</sub>ff). In der ersten Zeit nach Fannis Verlust tröstet er sich mit Kunst und Wissenschaft, vor allem mit »Poesie« und »Pinself« (17, 40<sub>15</sub>), und glaubte wohl zu Zeiten allen Ernstes, daß sie ihm die »Liebe einer Geliebten« ersetzen könnten (17, 25<sub>30</sub>). Erst später stellt sich Stifter die Frage Heinrichs im »Nachsommer«: „ob die Kunst, die Dichtung, die Wissenschaft das Leben umschreibe und vollende, oder ob es noch ein Ferneres gäbe, das es umschließe und es mit weit größerem Glück erfülle“ (7, 157<sub>18</sub>). Mit einem Worte: Stifter vermißt später »Familie«, Familie in dem hohen Sinne des Wortes, wie ihn Risach im »Nachsommer« entwickelt (8, 216<sub>33</sub>ff), der ja auch – nach Stifters eigenen Worten – „die Tiefe und Bedeutung des Familienglückes »nur« durch Entbehrung“ kennt (18, 123<sub>6</sub>). Geist und Gemüt litten Mangel in der Ehe mit Amalia. Und gerade jener – Stifter so beglückende – Gedanken- und Gefühlsaustausch, den ihm für eine kurze Zeit des Jahres 1847 der Umgang mit Jenny Lind gewährte (Vgl. 17, 210<sub>30</sub>ff u. 17, 211<sub>25</sub>ff), brachte ihm wohl um so deutlicher zu Bewußtsein, was er täglich entbehrte. Amalias Schönheit begann ja nun auch schon zu schwinden, und dann war noch der große Schmerz, daß er keine Kinder hatte. Wenn er nun, rückblickend, das alles überschaute, und wie es zu dieser Ehe gekommen war, so mußte er ja doppelt leiden unter dem Bewußtsein, daß er durch die »Fehler« seiner Jugend (17, 136<sub>17</sub>) alles selbst verschuldet habe. –

Auf eines muß hier noch besonders hingewiesen werden: Man darf aus jener Stifterschen »Verirrung« des »Gefühles« während dieser Zeit der stärksten Gärung seines inneren Wesens nicht verallgemeinernd den Schluß ziehen, als sei Stifter durch sein ganzes Leben insgeheim »von der so viel gelegneten Leidenschaft verbrannt« gewesen (Ernst Alkers Ansicht! Vgl. S. 5 u. S. 6 dieser Arbeit)! Schon die Dichtungen Stifters würden dann wohl doch erheblich anders aussehen. – Auch daran sei erinnert, daß man ja nicht ohne weiteres aus einem sehr starken Schuldgefühle, entspringend aus einer leidenschaftlichen Verirrung, auf eine entsprechend schwere »Schuld« zurückschließen darf, sondern daß da stets noch ein zweiter Faktor zu berücksichtigen ist: die Zartheit des Gewissens. – Das Ideal, das nie völlig erreicht werden wird – wäre wohl dies: jenen Wesenszug zu erfassen in seinem Verhältnis zu der Totalität aller übrigen seelischen Einzelzüge, gleichsam zu erkennen, wie er eingelagert ist in die Struktur des Ich. Auch die Leidenschaftlichkeit eines Menschen erhält ihre besondere – und vielleicht nur diesem Menschen eigentümliche – Färbung durch die Art, wie die anderen Tendenzen seines Ich darauf reagieren, man könnte sagen: durch die Resonanz der übrigen Seiten seines Wesens.

Ein anderer Mann an Stifters Stelle hätte gegenüber jener »Verirrung« vielleicht kein so nachhaltiges Schuldgefühl empfunden und nicht mit solchem Ernst das Versprechen getan, daß er nun »sanft und stille« werden wolle. Stifter empfand Unruhe und »Selbstquälung« (17, 37 ff) schon bald nach der Anknüpfung des Verhältnisses zu Amalia. Seiner »Leidenschaftlichkeit« war schon von Natur aus, um es mit einem Stifter-Worte zu sagen, »ein zartes Gegengewicht angehängt« (2, 27<sub>1</sub>), ein Streben nach dem Reinen und Klaren, eine sittliche Ordnungsliebe gewissermaßen, die tief in seiner Natur verankert war. Es bedarf zur Erklärung des Stifterschen Strebens nach Reinheit und Ruhe nicht der Annahme, daß er einem Pflichtbegriff von mehr als kantischer Strenge sein ganzes Wesen unterwarf, daß er sich einen fremden und feindlichen, einen asketischen Zug auferlegte, der seinem inneren Menschen Gewalt antat. Wir können uns in der Tat jener Behauptung nicht anschließen, „daß Stifter sein ganzes Leben lang an seinem geistigen und seelischen Sein sozusagen stückweise Selbstmord geübt“ und »das Maß weiser Selbstbeschränkung überschritten« habe „bis zur Selbstvernichtung“<sup>(171)</sup>. Die Liebe zum Reinen und Klaren gehörte auch zu Stifters »geistigem und seelischem Sein«, und es wäre gewiß schlimmer gewesen, wenn er an diesem Teil seines Wesens »Selbstmord« geübt hätte.

Muß man denn, um Stifter gegen den Vorwurf zu verteidigen, daß ihm die Leidenschaft fehle, allsogleich in das andere Extrem verfallen und in Stifters Grundveranlagung fast nichts weiter mehr erblicken als sie, während doch die tägliche Erfahrung lehrt, daß die scheinbar widerspruchsvollsten Eigenschaften in der Brust ein und desselben Menschen nebeneinander emporwachsen können, und es ja beinahe schon zu dem Begriff der menschlichen Natur gehört, daß ihre Tendenzen teilweise gegeneinander gerichtet sind? Wir wollen hier nicht den so weit verbreiteten, freilich auch naheliegenden Fehler begehen, daß wir uns das Charakterbild eines Menschen willkürlich vereinfachen, um es leichter bewältigen zu können. Und wenn Felix Braun (sonst ein so feiner Kenner Stifterscher Kunst) einmal die Äußerung getan hat, daß Stifter sich nur »um das Opfer seines tiefsten Lebens« zu »bändigen« vermochte, so muß auch da gesagt werden: nein, sondern Stifter folgte durchaus auch einem Zuge seines Herzens, und es ist an jener Bändigung sehr stark beteiligt eine, man möchte fast sagen, »eingeborene« Neigung seines tiefsten Lebens.

„Nicht doch, dein inneres Leben ist heilig und ist sanft“, so spricht schon der junge Stifter zu seiner Seele, als sie »aufbrausen« möchte über den Verlust der Geliebten. Hier ist der ganze Schlußvers des kleinen Gedichtes »Aufbrausen«<sup>172)</sup>, an dem man mehr den Sinngehalt als die formale Glätte beachten möge:

„Nicht doch, dein innres Leben  
Ist heilig und ist sanft;  
Warum das Kleinod wegzugeben,  
Zu dem allein du flüchten kannst!“

Aber auch schon der ganz junge Stifter, der dreiundzwanzigjährige »Haus- und Wirtschaftsdichter« der Familie Greipl (Vgl. 17, 3<sub>8</sub>), der die zerstörende Kraft der Leidenschaft gewiß noch nicht aus eigener Erfahrung kannte, schreibt Stammbuchverse voll des Lobes der Ruhe und Reinheit:

„.....  
Hüte deiner Seele goldne Ruh,  
Wehre der befleckenden Begierde,  
Und an Gottes Engel reichest du.“ (17, 2<sub>7</sub>)

In dem Brief an Adolf Frh. v. Brenner vom 4. Februar 1836 findet sich das folgende Gedicht, das auch recht bezeichnend ist für Stifters »inneres Leben« und das wir um dieses biographischen Wertes wil-

len hier wiedergeben wollen. Die Lieblingsworte des »Nachsomers«: »zart«, »sanft«, »rein«, »still«, »klar«, sie bestimmen schon hier den Gesamteindruck des Gedichtes. Man beachte besonders die sechs letzten Zeilen. Die sechs Zeilen der Mitte, die zum Verständnis dieser letzten nicht so nötig sind, lassen wir weg:

„Im klaren See hier spiegelt sich der Himmel  
Und seine Bläue deckt des Wassers Schwärze,  
Als wär' er von Kristall, von Diamant.  
So ohne Riß, so ohne schreckend Krachen,  
Erträgt er eine ungeheure Last,  
Der Felsen und der Berge schwere Masse,

Und jenes Todten traurige Bestattung,  
Die jetzt da draußen laut und grell geschieht,  
Geschieht hier drinnen zart und himmlisch schön. -  
Der Spiegel sei ein Spiegel Deiner Seele,  
So leis' empfangen sie die Weltgestalten,  
So leicht ertrage sie das draußen Schwere,  
So sanft verkläre sie das draußen Bange,  
So rein enthalte sie das draußen Schöne,  
So still bewahre sie die off'ne Klarheit!“ (17, 45 ff)

Aber das allergrößte Interesse verdient in diesem Zusammenhang ein Brief, den Stifter im Juni 1836 an Sigmund Frh. v. Handel richtet; es findet sich nämlich darin eine Stelle, die den zukünftigen Verkünder des »sanften Gesetzes« ganz unverkennbar deutlich verriet: „...Daß Pepi (Graf Joseph Colloredo) hier war, wirst du wissen, daß ich unsägliche Streite mit ihm hatte, vielleicht nicht; denn er... stellte wieder Einseitigkeiten auf, daß man aus der Haut fahren wollte - es ist so jammerschade um ein solch' herrlich Gemüth, daß es in seinen Umgebungen verrohet, und meint, ein sanfter Schmutz des Herzens sei keiner, weil er sanft ist, und die Kraft benimmt“... - (17, 55,) -

Der Jugendfreund Stifters Frh. v. Brenner nannte Stifter gern »einen Herzensmenschen und ein Definitionsmagazin«. Diese, obwohl scherzhaft gemeinte, Namengebung enthält ja schon fast einen Hinweis auf die beiden Grundtatsachen seines »tiefsten Lebens«, die wir hier wenigstens andeutungsweise entwickeln wollen: die Intensität der Gefühle und das Streben nach Klarheit und Ruhe. Wir sagen: nach Klarheit und Ruhe, denn im Stifterschen Bezirk wohnen diese beiden Begriffe sehr nahe beieinander. Und nicht nur im Stifterschen Bezirk! Man erinnere sich an jenes bekannte Wort Wilhelm v.

Humboldts (der ja von Stifter so innig verehrt wurde): „Wo Klarheit herrscht, ist auch Ruhe oder entsteht doch nach und nach von selbst“<sup>173)</sup>. Stifter selber muß jene scherzhaftige Namengebung, deren sich Brenner ihm gegenüber bediente, in ihrem Kerne als recht zutreffend empfunden haben, da er an bedeutsamer Stelle auf sie zurückkommt: in dem Schreiben vom 17. März 1866, in dem er mit Heckenast über die Herausgabe seiner Briefe verhandelt und die Überzeugung zum Ausdruck bringt, daß die Eigentümlichkeit seines persönlichen Wesens in diesen Briefen eine Spiegelung erfahre (Br. 3, 265).

Und läßt sich denn nicht das Nebeneinander oder Gegeneinander jener beiden eben bezeichneten Tendenzen der Grundveranlagung Stifters in seinen Briefen recht gut verfolgen? Wir dürfen hier wohl zurückweisen auf den früher (S. 133 dieser Arbeit) zitierten Bericht Stifters über den Seelenzustand, in den ihn der Schallersche Brief versetzte. Das Streben nach Klarheit zeigt sich hier weniger in dem geschilderten seelischen Vorgang selbst (zwar auch! „Ich strengte mich fürchterlich an, Besonnenheit zu erringen“..), als in der Art des Berichtes: wie Stifter hier durch die genaue Erfassung jeder Einzelheit des Vorganges diesen Vorgang sozusagen als ein fremdes Objekt seinem Bewußtsein gegenüberstellt, als ob er erst dadurch richtig von ihm »loszukommen« hoffte. Man nehme auch Briefstellen, wie die folgende: „...erstens muß man bei so mächtigen Eindrücken sich vom ersten Durcheinander der Gefühle erholen, und eigentlich wissen, wie einem sei“ (18, 77<sub>11</sub>). Oder man beachte, wie er sich verhält, wenn er durch einen fremden Brief erzürnt wird (in dem hier gemeinten Fall bemerkt er zwar, er sei nicht erzürnt gewesen, sondern es habe der Brief auf ihn »fast den Reiz des Lächerlichen ausgeübt« (20, 236<sub>7</sub>)): „Meine Gattin sagte, ich müsse sogleich an Sie schreiben...aber doch ließ ich drei Tage vergehen, um mir mein Gemüth so ganz zurecht zu legen“... (20, 237<sub>19</sub>). Und ebenso beachte man Stifters Verhalten in einer mächtigen Erregung der Freude (über die Mitteilung Heckenasts, daß er bei Piepenhagen ein Bild für ihn bestellt habe). Den ersten Eindruck schildert er so: „Als Ihr Brief kam, war gerade meine Schwester bei uns zu Besuch...Ich...began...den Brief vorzulesen...allein als ich auf die zweite Seite kam, und Ihre Veranstaltung mit Piepenhagen und mir lesen sollte, konnte ich nicht mehr lesen, eine solche Bewegung hatte mich ergriffen, ich legte den Brief auf den Tisch; und ging in das Hofzimmer, in welchem Axmann (Sohn) war...und wollte ihm die Sache erzählen; aber auch hier hätte ich sie kaum sagen können“...(20, 17<sub>4</sub>). Nun höre man aber noch das Folgende: „Kurz nach Empfang Ihres Schreibens entstand

in mir das Ringen, meiner großen Erregung in der Hinsicht Herr zu werden, daß ich sie überschaute und daß ich im ferneren Verlaufe den Inhalt meines Geistes in Folge Ihrer Handlung mir zu festem Bewußtsein brächte. Das war nicht so leicht. Meine Freude war so groß, daß ich sie meinen Freunden erzählte, aber ich konnte gerade durch sie nicht zur Abklärung kommen, ich mußte meinem Geiste Zeit lassen, durch sich ins Gleichgewicht zu gelangen. Mir wars, wie man in Oberplan gerne sagt: er kömmt vor Freude nicht zu sich" (20, 19 ff). (Man ersieht aus diesen Beispielen ja auch wieder, wie nachhaltig Stifters Gefühle waren; er litt wohl aus diesem Grunde mehr unter starken Gefühlen als andere Menschen: seine zäh festhaltende Natur - diese Gefühle in sich hegend gleichsam wie eine latente Glut - hinderte ihn eben, so rasch über sie zur Tagesordnung fortzuschreiten, wie es manche anderen können, bei denen die Gefühle einer hoch aufflackernden Flamme gleichen, die dann ebenso rasch wieder erlischt.)

Schon Johannes Arent, der den Dichter persönlich so gut kannte, hat in dem Streben nach innerer Klarheit förmlich einen Grundzug des Stifterschen Wesens erblickt, weshalb er auch in der kleinen Biographie, die er Stifters Briefen voranschickt, recht nachdrücklich hinweist (Br. I, LIII) auf das folgende Selbstzeugnis des Dichters, das sich in dem letztzitierten Brief an Heckenast findet: „Seit meiner Kindheit ist es mir eigen gewesen, nach Klarheit zu streben, in der Jugend nach Klarheit in den Dingen, später nach Klarheit in mir. Unklarheit in mir selber ist mir das peinigendste Gefühl" (20, 19<sub>25</sub>). An Louise von Eichendorff schreibt Stifter einmal sogar: „Die Klarheit seines Innern ist für den Menschen das höchste Gut" (18, 157<sub>25</sub>).

Es haben verschiedene Ursachen zusammengewirkt, um Stifter zu dem Lob des Sanften - im edelsten Sinne des Wortes - zu führen: ein geheimer Zug seines Herzens, der ihn von allem Anfang an nach dem Reinen und Klaren und Ruhevollen sich sehnen läßt wie nach einer Heimat, in der seine tiefe Seele zu Hause ist, dann sein Liebeschicksal, das ihm die zerstörende Wirkung der »Leidenschaft« recht schmerzhaft deutlich für sein ganzes Leben in das Bewußtsein prägt, dann auch manches Herüberwirken fremden Geistes, das in seiner Seele verwandte Saiten zum Klingen bringt - hierher zu rechnen ist die sonderbare Fügung, die ihm ein gelehrtes Buch in die Hände spielt, worin zu lesen steht, daß Leidenschaft »immer unsittlich« sei - und endlich das allgemeine Erlebnis seiner Zeit, die Revolution

von 1848, in deren Verlauf die zerstörende Gewalt der »Leidenschaft« in einem ungeahnten Ausmaß ihres Wirkens vor seinen betrachtenden Blicken sich entfaltet.

Dies alles – und vielleicht noch manches andere, das sich nur unserer Beobachtung entzog – führte zu jener Verkündigung des »sanften Gesetzes«, der Stifter treu blieb bis zu der letzten Zeile, die er schrieb, obwohl er sehr gut wußte, daß seine Bücher ein ungleich größeres Publikum gehabt hätten, wenn er anstatt »Sitte, Einfachheit und Ruhe« in ruhigen Worten zu entwickeln, ungebändigte Leidenschaften leidenschaftlich geschildert hätte, wie die meisten Leser es ja wollten. Es wäre ihm gewiß nicht schwer gefallen, Bücher zu schreiben, von einer starken Erregtheit des Inhaltes und von einem blendenden Glanz der Sprache; die Urfassungen der »Studien« beweisen das. Aber er hätte sich verachtet, wenn er die tiefe Überzeugung seines Herzens, die nur das Sittliche für schön erkannte, statt sie in seinen Werken auszuleben, um des materiellen Vorteils willen verleugnet hätte: „Eine blendende Art der Darstellung wäre mir wahrscheinlich gelungen, wenn nur nichts hinter derselben zu sein gebraucht hätte, so würden die Blätter auch schnell gefüllt gewesen sein, Bücher nach Büchern wären fertig geworden, und der leichtfertigen Schrift wäre eine leichtfertige Lesermenge nachgezogen – doch ich muß enden sonst kömmt ein Gefühl der Verachtung gegen mich, daß ich nur einen Augenblick bei diesem Gedanken weilen konnte. Mir ist das so unmöglich, wie daß die Rose die Brodfrucht trägt. Der Dichter dichtet, wie der Vogel singt und die Blume blüht, wenn es auch, wie ich im »Nachsommer« sagte, in einer Wüste ist. Oft ist Armuth und Unsterblichkeit sein Theil, oft nur die erste“ (20, 238 ff).

Und noch ein anderes Wort des Dichters – der sonst immer so bescheiden sich äußert, daß man förmlich überrascht ist, wenn man auf eine Stelle trifft, wie die eben genannte und die folgende, aus denen das berechtigte Selbstbewußtsein spricht – noch ein zweites Wort des Dichters mag am Schlusse dieser Arbeit stehen, gleichsam als eine Mahnung, daß man sich hüten möge, das von der Kunst Stifters zu fordern, was sie gerade nicht geben will:

„...Das darf ich wohl ohne die Bescheidenheit zu verletzen sagen, daß, wenn ich die jezige Litteratur im Allgemeinen (natürlich die Ausnahmen abgerechnet) und leider auch die Menschen im Allgemeinen betrachte, meine Bücher über beiden stehen, in so weit es sich um Sitte, Einfachheit und Ruhe handelt, und daß daher das Urtheil verschieden ausfallen muß, je nachdem der Leser jenen Eigenschaften nähersteht oder ferner“ (18, 278 ff).



